

# Insel Verlag

## Leseprobe

**Das Buch der Fälscher**

Roman

Aus dem Englischen von Lutz-W. Wolff

© Insel Verlag

978-3-458-17583-4





Charlie Lovett  
*Das Buch der Fälscher*

Roman

Aus dem Englischen  
von Lutz-W. Wolff

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel  
*The Bookman's Tale. A Novel of Obsession*  
bei The Viking Press, New York

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2013

© 2013 by Charlie Lovett

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach  
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17583-4

*Das Buch der Fälscher*

Für meinen Vater, Bob Lovett, der mich mit  
seiner unheilbaren Buchleidenschaft ansteckte

»Es ist nicht alles Gold, was glänzt.«

William Shakespeare  
*Der Kaufmann von Venedig*

»Weil echte Dinge sind so selten,  
Muss Magermilch als Sahne gelten;  
Billigschuh tun so wie Leder,  
Und Krähen tragen Pfauenfedern.«

Gilbert und Sullivan  
*H. M. S. Pinafore*





*Hay-on-Wye, Mittwoch, 15. Februar 1995*

Wales konnte kalt sein im Februar. Auch ohne Schnee oder Wind drang die feuchte Winterluft durch Peters Mantel und senkte sich in seine Knochen, als er vor einem der Antiquariate in den engen Gassen von Hay stand. Trotz des warmen Schimmers im Schaufenster, das ein verlockendes Angebot viktorianischer Bücher enthielt, beeilte Peter sich nicht, die Tür aufzustoßen. Es war jetzt neun Monate her, dass er eine Buchhandlung betreten hatte; da kam es auf ein paar Minuten nicht an. Es hatte eine Zeit gegeben, da hätte er nicht lange gezögert. Einen Laden mit seltenen Büchern zu betreten, war ein erregender Moment gewesen, andere Bücherliebhaber zu treffen ein Abenteuer.

Denn Peter Byerly war schließlich selbst Buchhändler. Es war sein Beruf, der ihn immer wieder nach England und heute an diesem trüben Winternachmittag in die berühmte Bücherstadt Hay-on-Wye geführt hatte. Er war schon mehrfach in Hay gewesen, aber heute war er allein hier.

Und während die Kälte in seinen Gliedmaßen langsam bis in sein Herz kroch, sah er kein herrliches Abenteuer vor sich, sondern nur eine fremde Umgebung. Seine Schüchternheit und sein Unbehagen wurden zur Panik. Eine Vorahnung trieb ihm den kalten Schweiß ins Genick. Warum war er überhaupt hergekommen? Er könnte jetzt warm und sicher mit einer Tasse Tee in seinem Wohnzimmer sitzen, statt an einer kalten Straßenecke zu stehen und zu spüren, wie sich seine Magengrube mit Angst füllte.

Ehe er womöglich seine Meinung änderte, zwang er sich, nach der Klinke zu greifen. In der nächsten Sekunde trat er in die Wärme des Ladens.

»Guten Abend«, sagte eine spröde Stimme aus einer Wolke von Pfeifenrauch, die über einem breiten Schreibtisch hing. Peter murmelte ein paar Silben, dann schlüpfte er durch einen Durchgang ins Hinterzimmer, dessen Wände völlig mit Büchern bedeckt waren. Einen Moment lang schloss er die Augen und stellte sich den Kokon aus Büchern vor, der ihn schützte. Tief sog er den vertrauten Duft von Leinen, Leder, Staub und Worten ein. Sein Pulsschlag beruhigte sich, und als er die Augen wieder aufschlug, suchte sein Blick auf den Regalen nach etwas Bekanntem – einem Titel, einem Autornamen, einem vertrauten Schutzumschlag – irgendetwas, das ihm ein Gefühl gab, zu Hause zu sein.

Etwas über Augenhöhe entdeckte er einen schönen blauen Einband, der ihn an das Kalbsleder erinnerte, mit dem er ein anderes Buch gebunden hatte – war das wirklich schon zehn Jahre her? Er zog das Buch aus dem Regal und freute sich am weichen Luxus des Leders. Er warf einen Blick auf die goldgeprägte Schrift auf dem Rücken und musste lächeln. Er kannte das Buch. Nicht unbedingt ein alter Freund, aber doch ein Bekannter, und die Aussicht, ein paar Minuten mit ihm zu verbringen, beruhigte seine Nerven.

*An Inquiry into the Authenticity of Certain Miscellaneous Papers* von Edmond Malone war die berühmte Studie, in der William Henry Ireland als einer der größten Fälscher aller Zeiten entlarvt worden war. Ireland hatte Dokumente und Briefe gefälscht, die angeblich von William Shakespeare stammten, einschließlich der sogenannten »Originalmanuskripte« von *Hamlet* und *König Lear*. Peter strich über das marmorierte Vorsatzblatt und schlug die Titelseite auf. Es war ein Exemplar der Erstausgabe von 1796. Das schwere Papier aus dem 18. Jahrhundert fühlte sich wunderbar an. Er spürte die Struktur der Lettern, die sich tief eingepägt hatten, unter den Fingern. Er überschlug ein paar Seiten und las:

*Man hat gesagt, dass jeder Bürger dieses Landes, der auch nur die geringste Bildung besitzt, stolz darauf ist, dass unser großer dramatischer Dichter Shakespeare sein Landsmann ist; und unserem Respekt und unserer Verehrung für diesen außergewöhnlichen Mann entsprechend sollten auch sein Ruhm und die wertvollen Schriften geschützt werden, die er uns hinterlassen hat.*

Peter lächelte bei dem Gedanken daran, dass er selbst schon in diesen »wertvollen Schriften« gelesen und tatsächlich ein Exemplar des First Folio in Händen gehalten hatte, jener großen Sammlung der Shakespeare-Dramen aus dem Jahre 1623, in der viele Stücke zum ersten Mal gedruckt worden waren. Er war jetzt ganz ruhig – alle Angst und Panik verschwanden bei dem schlichten Genuss, in einem alten Buch zu lesen. Das Exemplar der First-Folio-Ausgabe, das er vor Jahren in Händen gehalten hatte, hatte sich stets beim dritten Akt von *Hamlet* aufgeschlagen. Ob es auch bei diesem Buch so eine Seite gab? Er klappte den Einband auf und ließ die Seiten fallen, wie sie wollten. Tatsächlich schlugen sich die Seiten 288/289 auf und dabei wurde ein Stück Papier sichtbar, das ungefähr sechs mal vier Zoll maß. Die braunen Flecken, die es hinterlassen hatte, zeigten Peter, dass es mindestens schon hundert Jahre in diesem Buch stecken musste. Mehr aus Gewohnheit als aus Neugier drehte er das kleine Blatt um.

Der scharfe Schmerz, der seine Brust bei ihrem Anblick durchzuckte, war so stark, dass er beinahe das Buch hätte fallen lassen. Er hatte geglaubt, sich ablenken und vor diesem Schmerz flüchten zu können, aber selbst hier, auf der anderen Seite des Atlantiks, in diesem stillen Winkel in Wales holte ihn der Schmerz ein. Mit weichen Knien stützte er sich auf eine Vitrine und sah zu, wie das Blättchen langsam wie in einem Traum auf den Boden hinabtaumelte. Das Gesicht war immer noch da. Er schloss die Augen. Erst als sein Puls wie-

der langsamer ging und seine Hände zu zittern aufgehört hatten, schlug er die Augen auf.

Die junge Frau auf dem Bild war keine Unbekannte für ihn. Ruhig und heiter sah sie zu ihm auf. Sie schien auf etwas zu warten. Sie war seine Frau. Amanda.

Aber Amanda war tot. Vor neun Monaten hatte er sie begraben, in der roten Erde von North Carolina, auf der anderen Seite des Ozeans und nur einen Herzschlag entfernt. Dieses Bild da, das so viel älter als Amanda, ihre Mutter und ihre Großmutter war, konnte sie unmöglich darstellen. Und doch zeigte es ihr Gesicht.

Peter bückte sich und hob das Blatt auf, um es genauer zu untersuchen. Es war ein professionelles Aquarell, fast unsichtbar mit den Initialen »B.B.« signiert. Er musterte noch einmal das Buch, aus dem es herausgefallen war. Auf dem Vorsatzblatt fand er die verschnörkelten Initialen »EH«, das Monogramm eines längst vergessenen Besitzers. Auf dem Preisschild, das hinten im Buch steckte, stand lediglich £ 400; von einem Aquarell war nicht die Rede. Peter hatte schon deutlich preiswertere Exemplare von Malones Buch gesehen. Allerdings enthielten die kein jahrhundertealtes Porträt seiner toten Frau.

Direkt daneben stand ein schäbiges Exemplar des letzten, unvollendeten Romans von Charles Dickens: *The Mystery of Edwin Drood*. Das Buch war in zerschlissenes Leinen gebunden, die Ecken abgestoßen, die Innengelenke gebrochen und das Etikett lose, aber es fehlte nichts. Wenn er das Buch restaurierte, konnte er leicht das Doppelte oder Dreifache des verlangten Preises erzielen. Vorsichtig sah er sich um. Mit zitternden Fingern legte Peter das Aquarell in den Dickens und stellte den Malone zurück ins Regal. Er konnte Amanda nicht hierlassen.

Zwanzig Minuten später hatte er einen ganzen Stapel Bücher gekauft, einschließlich des Dickens. Zwei schwere Plas-

tiktüten hingen an seinen Armen, als er den Laden verließ und zum Parkplatz am Stadtrand hinauswanderte.

Die Fahrt zu seinem Haus in Oxfordshire dauerte etwas mehr als zwei Stunden. Peters Cottage lag an einer schmalen Gasse, die vom Village Green wegführte, und war genau wie die anderen Häuser aus dem berühmten goldenen Kalkstein der Cotswolds gebaut. Es lag mitten in einer kleinen Häuserzeile, aber in den fünf Monaten seines bisherigen Aufenthalts hatte Peter noch mit keinem der Nachbarn gesprochen.

Um sieben hatte er das Feuer im Kamin in Gang gebracht, hielt eine Tasse Tee in der Hand und betrachtete das kleine Aquarell, das er auf dem Couchtisch an einen Aschenbecher gelehnt hatte. Entgegen Dr. Strayers Rat hatte er alle Fotos von Amanda weggepackt und in North Carolina gelassen. Wie konnte sie jetzt plötzlich hier sein? Warum schien das Cottage jetzt plötzlich ihres zu sein? Nun ja, sie hatte den William-Morris-Stoff für das Sofa ausgesucht und auch die Vorhänge. Sie hatte die Renovierung der Küche beaufsichtigt und den Anbau des Wintergartens. Sie hatte lange Wochenenden auf der Portobello Road verbracht, um Geschirr und Besteck und die Pilkington-Vasen zu kaufen, die auf den Fensterbrettern standen. Und die präraffaelitischen Drucke, die oben im Flur hingen. Die Möbel hatte sie auf Versteigerungen in der Umgebung gekauft, und sie hatte auch den Schreiner gefunden, der die deckenhohen Bücherregale gebaut hatte. Diese Bücherregale waren ihr Geschenk an Peter gewesen, das äußere Zeichen dafür, dass sie seine Leidenschaft akzeptiert hatte. Das ganze Haus war Amandas Werk – auch wenn sie nie eine Nacht hier verbracht hatte. Dass er es in den letzten fünf Monaten nach und nach für sein eigenes gehalten hatte, schien lächerlich – jetzt, wo sie hier war.

Das Aquarell zeigte eine Frau vor dem Spiegel, die sich das Haar bürstete. Ihre Schultern waren nackt, die langen, dunk-

len Locken bedeckten die Brüste. Das dunkle Haar und die blasse Haut waren die von Amanda, ebenso die geraden Schultern und sogar der entschiedene Griff um die Haarbürste. Aber vor allem ihre Haltung und der ebenso kokette wie herausfordernde Blick aus dem Spiegel verstärkten die Ähnlichkeit. Das schmale Gesicht, die hohe, blasse Stirn und die grünen Augen, die zu lachen schienen und zugleich verlangten, ernst genommen zu werden – einen solchen Blick hatte nur eine: Amanda. Aber natürlich konnte es nicht ihr Gesicht sein. Sie war 1966 geboren, das Aquarell stammte offensichtlich aus dem 19. Jahrhundert. Dennoch saß Peter da und starrte in ihr Gesicht. Er fragte sich, woher sie gekommen war, und wünschte sich, sie wäre nie weggegangen.

Für einen kurzen Moment verlor er sich in ihren Augen und in der Vergangenheit. Doch dann riss er sich aus seinen Gedanken, stand auf und begann, das Zimmer mit langen Schritten zu durchqueren. Dieses Geheimnis verlangte nach Aufklärung.

Seit er als Antiquar arbeitete, hatte Peter so manches bibliografische Rätsel gelöst, aber keins davon war jemals persönlich gewesen. Er hatte sie mit der emotionalen Gelassenheit betrachtet, mit der man Kreuzworträtsel löst. Das hier war anders. Es war zwar nicht im strengen Sinn bibliografisch, aber Peter spürte jetzt schon, wie sich Neugier und Trauer zur Leidenschaft mischten. Er musste wissen, wo dieses Aquarell herkam. Er musste wissen, wie ein hundert Jahre altes Porträt seiner Frau in ein Buch des 18. Jahrhunderts über Shakespeare-Fälschungen gelangt war, obwohl ihr Geburtsjahr erst neunundzwanzig Jahre zurücklag.

Nur, wo sollte er anfangen? Peter hatte sich noch nie mit Aquarellen beschäftigt. Er brauchte fast zwei Stunden, in denen er das Bild unverwandt anstarrte, ehe ihm einfiel, was sich in den Bücherregalen in Amandas Arbeitszimmer im oberen Stockwerk befand. Er hatte den Raum nicht betreten, seit er

nach Kingham gezogen war. Das Zimmer war als Amandas heilige Zuflucht gedacht gewesen, und obwohl nun völlig klar war, dass sie niemals dort sitzen würde, um ihre Bücher zu lesen, war er doch nie auf den Gedanken gekommen, dort einzudringen.

Jetzt ging er die Treppe hinauf, öffnete langsam die Tür und warf einen Blick in die abgestandene Stille. In der Entfernung hörte er, wie die Glocke des Kirchturms neun Uhr schlug. Er wartete, bis der letzte Ton in der feuchten Winterluft verklungen war, ehe er das Licht anknipste.

In dem Bücherregal neben dem Fenster standen fünfundsechzig nahezu identische große Bände – Peters Hochzeitsgeschenk für Amanda. Die Kataloge der Royal Academy. Er hatte ein ganzes Jahr gebraucht, um alle Bände zusammenzutragen, die während der Regentschaft Königin Victorias erschienen waren, aber Amanda hatte genauso lange gebraucht, um die Hochzeit zu planen. Und jetzt standen sie geduldig in diesem Raum, der niemals benutzt werden würde.

Peter stand immer noch in der Tür und kämpfte mit dem geisterhaften Gefühl, dass ihn Amanda beobachtete. Es ging nicht nur darum, dass sie diesen Raum ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet hatte, mit ihren Lieblingsbüchern, dem Lehnstuhl, den sie so schätzte, und der Lampe, die sie in Stowe-on-the-Wold gekauft hatte. Er hatte vielmehr das Gefühl, dass Amanda jeden Moment zurückkehren könnte. Und zwar nicht nur als innere Stimme, die er gelegentlich hörte, sondern als eine Amanda aus Fleisch und Blut. Er hätte sich diesem Gefühl nur allzu gern hingeeben, aber er wusste, dass er dagegen ankämpfen musste. Er spürte plötzlich dasselbe Schwindelgefühl wie bei ihrer ersten Begegnung im Lesesaal der Bibliothek und musste sich an den Türrahmen lehnen, um nicht zu fallen.

»Es ist in Ordnung«, sagte Amanda. »Du kannst ruhig reingehen.« Sie stand am Ende des Flurs, und Peter sah gerade



noch rechtzeitig auf, um sie verblassen zu sehen. Aber ihre Worte hatten ihm den Mut gegeben, den er brauchte. Er durchquerte das Zimmer, zog den Katalog mit der Jahreszahl 1837 aus dem Regal und setzte sich vorsichtig auf die Kante des Sessels. »Das sind bloß Bücher, das sind nur Möbel, das ist bloß ein Zimmer und das war bloß meine Fantasie«, sagte er zu sich selbst. Und obwohl er das selbst nicht glaubte, schlug er das Buch auf und fing an, die Abbildungen durchzublätern.

Ehe Peter nach England abgereist war, hatte ihm Dr. Strayer eine getippte Liste gegeben. Darauf stand, was er tun musste, um weiterleben zu können. Manches waren allgemeine, philosophische Lebensweisheiten, anderes waren ganz konkrete, praktische Ratschläge. Der zweite Punkt auf der Liste war: *Regelmäßige Ess- und Schlafgewohnheiten etablieren*. Er hatte Fortschritte dabei gemacht: Er ging um elf ins Bett, schlief manchmal schon vor halb eins ein und wachte vor zehn nicht mehr auf. Ideal war das nicht, aber es war ein halbwegs regelmäßiger Rhythmus.

Er hatte den ersten Katalog um kurz nach neun aufgeschlagen. Den letzten schloss er am nächsten Tag abends um sieben. Dazwischen hatte er weder geschlafen noch etwas gegessen. Jetzt saß er mit verquollenen Augen und erschöpft auf dem Boden. Stapelweise standen Amandas Bücher um ihn herum. Er hatte Tausende von Bildern betrachtet und Tausende von Bildunterschriften gelesen. Aber er hatte Amandas Gesicht nicht gefunden und auch die Initialen »B.B.« nicht. Auch keinen Künstler, zu dem diese Anfangsbuchstaben gepasst hätten.

Aber erst als er im Türrahmen stand und auf die Bücherstapel am Boden zurücksah, wurde ihm bewusst, was es war. Die Anwesenheit von Amanda, die er so stark gespürt hatte, als er ins Zimmer getreten war, war nicht mehr da. Nach einundzwanzig Stunden ohne Schlaf hatte er das Gefühl, dass

dies wirklich nur ein Zimmer war. Er strengte sich an, wartete darauf, Amandas Stimme zu hören, die ihm sagte, er solle ihre Bücher nicht auf dem Boden herumliegen lassen, aber er hörte nichts. Er knipste das Licht aus, ließ die Tür offen stehen und stolperte die Treppe hinunter.

In den ersten zwei Monaten hatte Peter das Haus nur verlassen, um Lebensmittel zu kaufen. Kurz vor Weihnachten war er in verschiedenen Angelegenheiten nach Chipping Norton gefahren, hatte es aber vermieden, an der Buchhandlung vorbeizugehen, weil er fürchtete, dass ihn der Besitzer erkannte. Der Ausflug nach Hay war sein erster Versuch gewesen, auch den vierten Punkt auf Dr. Strayers Liste in die Tat umzusetzen: *Arbeiten Sie weiter in Ihrem Beruf*. Er musste zugeben, dass er sich bei den Büchern wohl gefühlt hatte, dass er dem entkommen konnte, was Dr. Strayer sein »geheimes Versteck« nannte.

»Wie meinen Sie das?«, hatte Peter gefragt.

»Sie haben sich Ihr Leben lang versteckt«, sagte Dr. Strayer zu ihm. »Ihr geheimes Versteck ist der einzige Ort, an dem Sie sich sicher fühlen. Als Sie noch ein Kind waren, war das Ihr Zimmer, wo Sie sich verkrochen haben, um sich nicht mit Ihren Eltern auseinandersetzen zu müssen. An der Uni war es die Sammlung mit seltenen Büchern; und nachdem Sie Amanda geheiratet hatten, war es Ihre Buchbinderwerkstatt im Keller. Sie verstecken sich an diesen Orten, Peter. Sie vermeiden das Leben.«

»Mit Amanda hab ich mein Versteck oft verlassen«, sagte er trotzig.

»Ja, mit Amanda. Sie war Ihre treue Begleiterin, an Ihrer Seite war die Welt sicher für Sie. Seien Sie ehrlich, Peter, die einzigen Orte, die Sie ohne sie aufgesucht haben, waren Bibliotheken und Buchhandlungen, und da haben Sie Amanda als Schutz nicht gebraucht, weil die Bücher Sie vor allen Kontakten mit Menschen geschützt haben.«

Dr. Strayer hatte nicht Unrecht. Tatsächlich war er als Erstes nach Hay-on-Wye gefahren, um seinem Versteck zu entkommen. Und genau wie Dr. Strayer gesagt hatte, war er in eine Buchhandlung gegangen und hatte alles getan, um nicht viel reden zu müssen.

Aber würde sich Dr. Strayer nicht darüber freuen, dass er überhaupt etwas unternommen hatte, um wieder zu arbeiten? Er hatte seine bibliografischen Nachschlagewerke nicht mehr angeschaut, seit er Amanda verloren hatte. Selbst als er sie nach England verschifft hatte, waren sie nur eckige Klumpen gewesen, die er in leere Kisten gepackt hatte. Andererseits hielt er es für denkbar, dass er ein, zwei Bücher hatte, in denen es Hinweise auf diesen mysteriösen Illustrator B.B. geben könnte.

Er schaltete die Lampe über der Küchentür an, die in den kleinen Garten hinter dem Haus führte, öffnete das Vorhängeschloss an der Tür des Schuppens und trat hinein. Zehn Kisten waren hier übereinandergestapelt. Peter begann sie ins Haus zu tragen.

Zwei Stunden später hatte er alle Kisten geöffnet und den Inhalt willkürlich auf die deckenhohen Regale verteilt, die seit Monaten leer im Wohnzimmer standen. Zwei Bücher hatte er ausgewählt und auf den Couchtisch gelegt: *A Treasury of the Great Children's Illustrators* und die Monografie *Victorian Illustrated Books* von Percy Muir. Als er die letzte Kiste ausgepackt hatte, war Peter so müde, dass er nicht mehr weitermachen konnte. Er wusste auch nicht, ob er es in diesem Zustand ertragen hätte, erneut zu scheitern. Also ließ er die Bücher erst einmal liegen, nahm das Aquarell mit und ging nach oben ins Schlafzimmer. Dort schlief er zwölf Stunden durch und träumte von den Bildern der Royal Academy und dem Ort, an dem er ihnen zum ersten Mal begegnet war.

## *Ridgefield, North Carolina, 1983*

Als sie 1957 eröffnet wurde, war die Alexander Ridgefield Memorial Library das höchste Gebäude in Ridgefield gewesen – ein neunstöckiges, neoklassisches Monster aus Stahlbeton, Glas und Granit, mit Säulen, Gesimsen und einer etwas unbequem obendrauf sitzenden Kuppel.

Die Ridgefields waren aus Schottland gekommen, gleich nach der amerikanischen Revolution, und die Familiengeschichte der letzten zweihundert Jahre war eine Erfolgsstory. Im 19. Jahrhundert waren sie eine wohlhabende Kaufmannsfamilie, dann hatten sie eine Menge Geld mit Tabakanbau verdient, hatten mit Baumwollstoffen ein schönes Vermögen gemacht und waren im 20. Jahrhundert zu Bankern geworden, die über einen geradezu obszönen Reichtum verfügten. Das rückständige kleine Bibelkolleg in ihrer Stadt hatten sie ganz nebenbei in die angesehene Ridgefield University verwandelt, die im ganzen Land anerkannt wurde.

Die Bibliothek war auf dem höchsten Punkt von Ridgefield errichtet worden, einem Hügel am Rande des Campus, auf dem sich die Studenten früher mit ihren Mädchen zum Knutschen getroffen hatten. Von den oberen Stockwerken aus konnte man weit über die Mais- und Tabakfelder in der Umgebung hinaussehen und den von Lastwagen aufgewirbelten Staubwolken folgen. In den Granit aus Georgia über dem Haupteingang waren die Worte eingemeißelt: »Mögen alle, die hier eintreten, nicht nur Wissen suchen, sondern auch Weisheit.«

Als Peter zum ersten Mal aus der heißen Augustsonne in die kühle Dämmerung der schmalen Flure getreten war und die anderthalb Millionen Bücher auf den meilenlangen Re-

galen gesehen hatte, hatte er sich sofort zu Hause gefühlt. Er war gerade mal achtzehn und hatte sein ganzes bisheriges Leben in ebender Landschaft verbracht, die man von hier oben aus sah. Eine Landschaft, in der er sich immer ein wenig als Fremder gefühlt hatte. Seine Eltern hatten den Gemischtwarenladen in einer kleinen Stadt acht Meilen westlich von Ridgefield geführt, bis die Nachlässigkeit seines Vaters den Betrieb ruiniert hatte. Danach schienen seine Eltern nur noch daran interessiert zu sein, zu trinken und sich zu streiten, für ihren Sohn hatten sie kaum noch Zeit. Das fremdartige große Haus am Horizont hatte er oft genug angestarrt und dabei von einem anderen, besseren Leben geträumt, frei von den Belastungen seiner Familie und den täglichen Auseinandersetzungen mit den Leuten in seiner Schule, die ihn nicht verstanden. Er hatte von einem Leben geträumt, in dem er vor allem geschützt war, was außerhalb seiner selbst lag, konnte sich aber beim besten Willen nicht vorstellen, was ihm diesen Schutz bieten könnte.

Er hatte im Lauf der Jahre die verschiedensten Methoden entwickelt, um sich vor der Welt und ihren Schrecken zu schützen. Als kleiner Junge hatte er einen großen Teil seiner freien Zeit damit zugebracht, in seinem Zimmer zu sitzen und Briefmarken in seine Alben zu kleben, möglichst ohne dabei an die Welt zu denken, die diese kleinen Papierbildchen repräsentierten. Als er in die Highschool kam, hatte er sich in den Keller zurückgezogen mit dicken Kopfhörern über den Ohren und einem Stapel Schallplatten. Aber so viel Sorgfalt er auch auf seine Briefmarken verwendete und so laut er auch die Musik spielte, er vermochte niemals ganz zu entkommen. Ein Teil von ihm wusste immer, dass er nur spielte, dass die Welt da draußen immer noch existierte und dass er ihr letztlich nicht aus dem Weg gehen konnte.

Dann hatte Peter ein Stipendium für Ridgefield erhalten. Die Orientierungswoche für Erstsemester war eine ziemlich